

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 194.

Sonntag, 20. August.

1916.

(14. Fortsetzung.)

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Käthe van Daele.

(Nachdruck verboten.)

Diese verfluchte Krabbel! Sah ihrem Vater ins Herz, als wenn das ein offener Getreidesack wäre, wußte gleich das gute vom schlechten Korn, die innere Meinung vom äußeren Wort zu unterscheiden! — Er mußte lachen.

„Na, jut, mein Goldfisch, denn woll'n wir man! Mehr kann kein Mensch von uns verlangen, als 'n juten Will'n! Denn sind wir wieder mal einij!“

Mit seinem guten Willen war es eigentlich nicht sehr weit her. Er empfand ein ganz direktes Unbehagen über diesen Familienzwachs. Wie eine Art peinigende Vorahnung lag es ihm drückend auf der Seele. Als hätte er ein unheimliches Schicksal in sein Haus getragen und so lächerlich er dieses Gefühl auch fand, es ließ ihn nicht vollkommen los.

Er war ärgerlich auf sich, noch ärgerlicher auf Fee und am ärgerlichsten auf die Nichte, und als er beim Abendessen dieser wieder entgegen trat, geschah das mit einer nur schlecht bekämpften Unfreundlichkeit und Mißlie.

Aber so tief ihm diese beiden Empfindungen auch im Gemüt saßen, hielten sie doch nicht andauernd Stand vor dem bezaubernden Liebreiz von Ludovikas Äußerem und Wesen. Er war Mann und Onkel genug, um mit Genuß und Stolz auf dieses wirklich hübsche und gewandte lebenswürdige Geschöpf zu schauen. Und sie, die genau seinen Widerstand spürte, spannte ihm gegenüber all ihre Kräfte an, um diesen zu überwinden und den Onkel für sich zu gewinnen.

Zuletzt schüttelte er heimlich selbst den Kopf über die albernen Gedanken, die ihn vorher überfallen hatten. Wo sollte denn da eine Gefahr und ein Schicksal liegen? Ein schönes, lebenswürdiges Mädchen als Gast, — als Gast, den man sogar jeden Moment wieder heim schicken konnte. Was sollte sich Böses und Unangenehmes daran hängen? Unsinn! Ein Veranügen war es, in ihrem stillen und eintönigen Landleben solche Genossin aufzunehmen. Und wenn das prangende Pflänzchen auch vielleicht wirklich Unkraut war, so machte das auch nichts. Sie waren hier ja alle Weizen, gesunder, strammer Weizen, der sich nicht gleich von einem kleinen Schmaroker unterkriegen ließ. Etwas Schmutz und Farbe durften sie sich in ihrem soliden, gleichgetönten Felde schon einmal leisten. Und sein Minchen, — Gottesdonner, sein Minchen, na, das schwamm in Wonne. Ganz aufgetaut war seine Alte. Gleich am folgenden Tage fuhr sie mit Ludovika nach der Stadt, wozu sie sonst nur in den schwierigsten Fällen zu bewegen war, und Geld, einen ganzen Sack voll Taler, hatte sie sich dazu ausgebeten.

Das machte ihm ordentlich Spaß. Sie hatten es ja dazu, und seine Hand war immer offen, wenn die Weibskente etwas brauchten. Sie brauchten ihm sogar stets zu wenig. Er fand Freude an hübsch angezogenen Frauen, an Eleganz und Putz, aber sein Minchen hatte bis jetzt wenig Rücksicht darauf genommen. Bei ihr galt der Satz: „Ein Rock und ein Gott!“ Mehr brauchte

sie nicht und die beiden Mädchen hielt sie auch kaum anders. Nun sollte sie nur flott einkaufen und seine Spaken in bunte Paradiesvögel verwandeln — ihm war es recht.

Frau Minchen dachte nicht an Spakenverwandlung, ihr lag nur daran, den wirklichen Paradiesvogel mit neuen Federn zu schmücken. Denn eigentlich hatte sie einen Schreck bekommen und ihre solide, auf strenge Ordnung gestellte Natur war in ihren Grundfesten erschüttert worden, als sie Ludovikas Garderobe musterte. Das Kofferchen enthielt so gut wie nichts und das, was es enthielt, war von so unechter Eleganz und so liederlich behandelt, daß die Tante öffentlich die Hände über dem Kopf zusammenschlug und heimlich dachte, daß ihr Frißchen mit der Benennung Lumpenbagage recht gehabt hatte, und daß die Schwägerin zwar eine Freifrau geworden, aber eine Schlampe geblieben sei.

Denn dem Kinde konnte man keine Vorwürfe machen, das sah selbst ganz beschämt und bekümmert aus und sagte mit Tränen in den schönen Augen: „Ach, Tanten, das ist ja das Elend, immer fehlt es am Geld! Wir können doch nur das Notwendige kaufen und keiner hat Zeit, sich um dessen Erhaltung zu kümmern. Denn die arme Mama und ich, wir müssen doch beide verdienen, wir sind doch immer mit anderen Dingen beschäftigt und können nicht an uns denken.“

„Ja, mein Goldchen, womit verdient ihr denn eigentlich? Was könnt ihr leisten?“ fragte die Tante teilnehmend.

Ludovika befaß sich schnell. Die Idee, den Onkel zu besuchen, war sehr plötzlich gekommen und eben so plötzlich ausgeführt worden, da hatte sie für alle solche Fragen nicht Vorbereitungen treffen können. Daß die Hauptbeschäftigung der lieben Mama darin bestand, Bettelbriefe zu schreiben, Karten zu legen, allerlei diskrete Angelegenheiten zu vermitteln und sich sonst noch derartig nützlich und gewinnbringend zu beschäftigen, war nicht gerade vorteilhaft anzuführen. Aber Ludovika befaß Geistesgegenwart.

„Ach, die arme Mama sticht für Geschäfte“, sagte sie seufzend. Für Geschäfte finden war eine allgemein übliche Tätigkeit vornehmer, armer Damen, das las man in jedem Buch. „Sieh, Tanten, womit hätte sie sich sonst wohl durchbringen sollen? Denk nur, was sie geleistet hat, um uns zu erziehen und zu ernähren? Alßons war ja im Kadettenkorps untergebracht, aber wir zwei Mädchen wollten doch erzoogen, gelehrt und genährt werden. Die arme, liebe Mama hat Unglaubliches geleistet.“

Ja, ja, Tante Minchen schämte sich ordentlich, daß sie die Freifrau nicht genügend geschätzt hatte. Natürlich, wenn man es überlegte, war es ja ein großes Ding, sich und zwei Kinder anständig durchs Leben zu bringen. Herrgottchen, wenn dies wunderschöne Kind verhungert wäre! Gar nicht ausdenken konnte sie das! Sie vergaß auch alle weiteren Fragen über Ludovikas Anteil an der Arbeit des Verdienstes und war nur dar-

auf bedacht, diese jetzt für alles zu entschädigen, was sie so lange an ihrer Pflege versäumt hatten. Nun sollte Ludovikachen nur kaufen und ausfuchen und sich austatten, wie es ihr beliebte, und gar nicht an die Kosten denken.

Trotzdem sie diesen letzten Punkt nicht mit direkten Worten berührte, schien die Nichte ihn doch aus ihrem Herzen heraus gelesen zu haben, — das Kind war eben so klug wie schön. Sie fragte auch nicht nach den Preisen, sie suchte nur aus und Frau Minchen mußte anerkennen, daß ihr Geschmack ebenso tadellos wie ihre Klugheit und Schönheit sei.

Heimlich blähte die Tante sich wie ein Pfau, — alle Köpfe drehten sich nach Ludovika um, alle Gesichter staunten, alle Blicke folgten ihr. In den Läden sprang die Bedienung, wie sie noch nie vor der einfachen, unscheinbaren Frau gesprungen war, — wahrhaftig, es machte ihr Spaß!

Wie trat aber Ludovika auch auf! Wie eine geborene Fürstin, vornehm und doch huldvoll, mit ein bißchen viel Ansprüchen, immer drei Leute auf einmal beschäftigt, aber gerade dadurch auch so interessant und vollwertig, alles im großen Zuge. Es war selbstverständlich, daß ihr nur die schönsten und teuersten Sachen vorgelegt wurden, und daß sie mit ihrem vollendeten Geschmack von diesen wieder nur das Beste wählte.

Frau Minchen kam gar nicht zur Überlegung, daß die Wäsche wieder nur aus dem verpönten Battist und den gefährlichen Spitzen und die Unterkleider nur aus Seide und kostbaren Stidereien bestanden. Es machte sich ganz von selbst und natürlich, daß so etwas gewählt wurde.

Nach den Preisen, die man dafür verlangte, mußte es wohl auch gediegen und haltbar sein und da sowohl das Ladenpersonal wie Ludovika bestimmt behaupteten, daß es das sei, fand die Tante keinen Widerspruch dagegen.

Der Sack mit den Talern reichte lange nicht, denn mit dem einen Reisefleid und dem weißen Muffmäntelchen, das sich außer diesem noch im Koffer befand, konnte das Kind doch unmöglich auskommen. Ein Kleidchen mußte auch noch erstanden werden. Frau Minchen war hingerissen, wie all das auf Ludovika ansah; das Tuerste und Eleganteste natürlich am besten. Na, sie hatten so lange Jahre nichts für die Verwandten getan, da kam es jetzt auf ein paar Groschen mehr oder weniger auch nicht an.

Frißchen war direkt verblüfft, als seine solide, sparsame Alte ihm ihre Ausgaben beichtete, dann lachte er aber tief und behaglich auf. „Na, meinstwegen, Mineken. Wir haben's ja dazu! Auf so'n Pöstchen kommt's nicht an. Statt' ihr orndt'lich aus, Mineken, damit sie uns nich Schand' macht, wenn wir sie in die Nachbarschaft führen. So 'n Freisträulein muß mit Aylomb auftreten. Adliger Glanz in unsrer nied'ren Stütze, habal — Karrete! Aber die Menschen sind mal so, Mineken, — verstehste mi?“

Und während er darüber spöttisch lachte und den geistig überlegenen witzelte, kitzelte es ihn doch auch, — seine Nichte, das Freisträulein, die Schönheit! Ja, so ganz ohne war das doch nicht! — Es machte in der Nachbarschaft auch wirklich Furore. Diese vom Himmel heruntergeschneite Nichte, von der noch niemals jemand etwas gehört hatte und die ebenso vornehm wie schön, elegant wie liebenswürdig war, erregte alle Gemüther, wirkte wie ein Wunder und fand ungeteilte Anerkennung.

Sogar die Frauen erlogen im ersten Ansturm dieser Fülle von Reizen. Nur Frau Berta nicht. Sie war die einzige, die kühl blieb und Frau Minchens besinnungsloser Bewunderung ein bedenkliches Kopfschütteln entgegensetzte.

„Na traustes Schweichlerchen, was sagen Sie nun?“ hatte Frau Minchen nach der ersten Vorführung der Nichte strahlend gefragt. „Wissen Sie noch? Was ich

mir so gewünscht hab' und wo die infame Naturgeschichte nicht wollte! Wissen Sie noch?“

„Wie sollt' ich nicht, Nidelchen. Wahrhaftig, das leibhaftige Schneewittchen; es hat sich nur in der Familie geirrt. Sie sind aber bei dem Irrtum nicht schlecht fortgekommen, Nidelchen, Ihre Fee ist doch etwas anderes!“

Frau Minchens kleine Augen wurden so groß, wie ihre Verhältnisse es erlaubten. „Wie meinen Sie das, Schweichlerchen? Na ja, die Fee ist anders, — leider! Sie ist ja 'n gutes Kind, aber, das müssen Sie doch selbst sagen, schön ist sie nicht.“

„Das ist Geschmachache. Man muß ihr nur Zeit zur Entwicklung lassen und ihr geschickt helfen, so wie ein guter Gärtner hier und da einem Blüthen oder einem jungen Trieb zwischen welken Blättern und hindernden Zweigen hervorhilft.“

„Ach, Schweichlerchen, machen Sie doch nicht so poet'sche Vergleiche. Was 'ne Blum' werden will, das wird eben eine, — Sie seh'n es ja an der Ludovika. Neben der is doch alles and're Tafelzeug!“

Frau Berta runzelte die Stirne: „Mütterlich sprechen Sie gerade nicht, Nidelchen. Ich finde überhaupt, wenn man zwei heranwachsende Mädchen im Hause hat, sollte man sich nicht eine so gefährliche Konkurrenz dazu nehmen. Sie haben ganz recht, die erdrückt und verschattet alle anderen. Schon allein durch ihre Erfahrung und ihr Raffinement.“

Frau Minchen war ebenso erstaunt wie beleidigt. Kritik üben an diesem Mädchen, das alle Vorzüge der Welt in sich vereinte, schien ihr direkt frevelhaft. Und nun noch solch eine ungerechte! Raffinement, — das war nichts Süßes, das hatten nur die schlechten Frauenzimmer, und Ludovika, die selbst an den Nachstellungen eines Prinzen ahnungslos und unschuldsvoll vorübergegangen war, durfte man so etwas nicht nachsagen.

„Hören Sie, Schweichlerchen, ich glaub', Sie sind gegen die Ludovika eingenommen?“ fragte sie pikirt.

„Durchaus nicht, ich sehe sie nur mit unverblendeten Augen an. Sie müssen mir das nicht übel nehmen, Nidelchen, aber ich bin wirklich in Sorge um Sie. Ihr schönheitsdurstiges Gemüth erwärmt sich zu sehr für ein fremdes, und zu wenig für das eigene Kind. Man soll die Blüten im eigenen Garten pflegen —“

„Was Sie heut bloß immer mit der Gärtnerei haben, Schweichlerchen“, unterbrach Frau Minchen grämlich die alte Freundin. „Denn kann ich auch sagen, was kann ich dafür, wenn bei mir bloß 'ne Butterblume blüht und ich die Rosen lieber seh'? Man kann doch seine Freud' an was Schöнем haben, ohne deshalb gleich 'ne schlechte Mutter zu sein! Verderben Sie mir doch nich das bißchen Spaß, das ich nun mal an der Ludovika hab'. Sie müssen doch selbst sagen, daß so was Schönes wie die nicht oft vorkommt!“

„Ja, ja, wenn sie auch nicht nach meinem Geschmack ist“, beharrte Frau Berta eigensinnig bei ihrer Meinung, „aber schön ist sie und besonders die Männer werden schon Gefallen an ihr finden. Passen Sie nur auf, wie das jetzt in Ihr Haus schwärmen wird. Sie können nur froh sein, daß Ihr Eugen schon in festen Händen ist.“

An den Eugen hatte Frau Minchen überhaupt noch nicht gedacht im Rausche dieser Tage. Jetzt, da die Freundin den Gedanken an ihn und seine mißliebige Verlobung in ihr weckte, fiel es ihr ein, daß es doch wohl unumgänglich sein würde, das Brautpaar zur Begrüßung der Verwandten einzuladen.

(Fortsetzung folgt.)



Erst leiste selbst was in der Welt,
Dann kritisiere die andern.
Wer selbst erschöpft zu Boden fällt
Beim rauhen Erdwandern,
Hat nicht das Recht, hat nicht die Macht,
Zu tadeln, was der Nächste macht. Hans Gäßgen

Aus der Kriegszeit.

Die Suffragetten regen sich. Die infolge des Mangels an männlichen Arbeitskräften in England in besonders großem Umfange erfolgte Heranziehung der Frauen zur Ausübung sogenannter männlicher Berufe sollte nach Ansicht zahlreicher englischer Politiker indirekt auch eine Lösung der Suffragettenbewegung bieten. Tatsächlich wurde ja auch das Tätigkeitsfeld der Frauen, der Not gehorchend, erheblich erweitert. Wenn aber die englische Regierung hierdurch ein für alle Mal der Sorgen entledigt zu sein glaubte, die ihr im Frieden von Seiten der Suffragetten verursacht wurden, so zeigt das neuerliche Erwachen der Suffragettenbewegung, daß auch in diesem Fall die Wirklichkeit mit den Wünschen nicht Schritt hält. Charakteristisch für die Tatsache, daß der Suffragettengeist sich in England wieder zu regen beginnt, ist eine von der Frauenrechtlerin Millicent Garrett Fawcett in den „Daily News“ veröffentlichte Betrachtung über die Rechte, die sich gerade aus der im Kriege so erfolgreichen Arbeitsleistung der Frau auch für die künftige Friedenszeit ergeben. „Es ist zu hoffen“, heißt es in dem Artikel, „daß das englische Parlament nach dem Kriege die von den Frauen geleisteten Dienste nicht übersehen wird. Darum erwarten die Frauen, daß man ihnen Gelegenheit geben wird, auch im politischen Leben die durch den Krieg geraubten Männer zu ersetzen. Nach all den Fähigkeiten, die die Frauen Englands bewiesen haben, wird es ihnen unmöglich sein, auch in Zukunft politisch beiseite zu stehen. 40 Suffragetten-Organisationen unter der Leitung der National-Union mit ihren 560 Gesellschaften und Abteilungen sind bereit, einer weiteren Unterdrückung des Wahlrechtes der Frauen in Zukunft Widerstand zu leisten. Die Suffragetten sind der Ansicht, daß die Regierung nunmehr verpflichtet ist, die ihnen 1911 gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Und es ist nicht zu glauben, daß die unter Waffen stehenden Männer der Ansicht sind, das Recht auf politische Privilegien den Frauen gegenüber auch weiterhin zu besitzen.“ Aus diesen ersten Anzeichen eines künftigen Sturmes ist schon jetzt zu ersehen, daß der Krieg die Suffragettenfrage in England nicht erleichtert, sondern letzten Endes empfindlich verschärft haben wird.

Der gefährdete Rennplatz von Longchamp. Der bei allen Rennbesuchern der Welt seit Jahrzehnten berühmte Rennplatz von Longchamp wird nach einer Mitteilung des „Temps“ mit endgültiger Auflösung bedroht. Die Pariser Militärverwaltung hat nämlich das Feld als Wagenpark für die großen Lastautomobile zum Transport militärischen Materials in Aussicht genommen. Da alle bisherigen Bemühungen, die betreffenden Behörden von ihrem Plan abzubringen, fruchtlos waren, veröffentlicht nunmehr die „Gesellschaft zur Verbesserung der französischen Pferderassen“ einen ziemlich erregten Protest. „Schon einmal, nämlich vom 10. August 1914 bis Ende Februar 1915, war der Rennplatz von Longchamp beschlagnahmt, indem man ihn in einen riesigen Viehhof verwandelte. Als man endlich darauf gekommen war, daß es schließlich in der Umgebung von Paris auch noch andere Ortlichkeiten zur Aufbewahrung der Kälber und Schafe gäbe, wurde der Platz von der Rennverwaltung mit Aufwendung sehr erheblicher Kosten wiederhergestellt. Doch die Verwendung des Rennfeldes für den neuen Zweck würde infolge des ungeheuren Gewichtes der Lastautomobile einer völligen Verrichtung der Bahn gleichkommen. Der Plan erscheint um so unbegreiflicher, als ganz in der Nähe von Longchamp eine große Ebene zur Verfügung steht, die sich leicht in einen Automobilpark umwandeln ließ, ohne daß dabei dem französischen Rennsport eine für seine Verhältnisse geradezu tragische Schädigung zugefügt würde.“ Tatsächlich macht der Rennplatz von Longchamp zum großen Teil den Stolz und Ruhm der französischen Rennvereine aus, und seine Zerstörung würde die Franzosen auf Jahre hinaus ihrer besten und beliebtesten Bahn berauben.

Zukunftsmöglichkeiten des Films. Die bisherige Ausrichtung der durch den Film gebotenen mannigfachen Möglichkeiten beschränkt sich hauptsächlich darauf, ein billiges Unterhaltungsselement für die große Masse des Publikums zu schaffen. Aber diese ebenso schnelle wie einseitige Entwicklung des Kinogewerbes zeigte und zeigt auch heute noch eine große Zahl von Mängeln, während andererseits viele ernsthaft zu erwägende Arten der Verwertung des Films noch lange keine genügende Beachtung fanden. Trotz verschiedent-

licher Versuche, das Programm der Lichtspieltheater durch Einfügung sog. wissenschaftlicher und technischer Filme zu heben, herrscht nach wie vor das Sensationsdrama mit allen seinen zweifelhaften Begleiterscheinungen. Sicherlich ist es möglich, wissenschaftliche Filme herzustellen, doch was bis heute in dieser Beziehung gezeigt wurde, war meist wenig erfreulich, da man gewöhnlich ganz einfach irgend einen wissenschaftlichen oder technischen Gegenstand rücksichtslos aus seinen Zusammenhängen herausriß und in mangelhafter Weise zur Vorführung brachte. Aber selbst, wenn derartige Filme wissenschaftlich und technisch einwandfrei hergestellt würden, könnten sie sich dennoch niemals auf dem Programm des Kinotheaters halten, weil sie dem großen Publikum zu wenig entgegenkommen. Dennoch ist ein technischer Film möglich, und man kann sogar behaupten, daß er, richtig ausgeführt und angewandt, von großer praktischer Bedeutung für die Industrie und die wechselseitigen Beziehungen des Wirtschaftslebens werden könnte. Eine Reihe interessanter Ausführungen über die bedeutsame Zukunftsmöglichkeiten des Films in dieser Richtung veröffentlicht A. Laffally in der „Umschau“. Hiernach ließen sich die technischen Filme der Zukunft, entsprechend den durch sie zu verfolgenden Zwecken, in drei bestimmte Gruppen teilen. Und zwar könnte die erste Gruppe lautmännischen Werbezwecken dienen, die zweite Lehrzwecken und die dritte den Zwecken technischer, wissenschaftlicher und organisatorischer Untersuchungen. Als Werbefilms kämen vor allem filmphotographisch aufgenommene Besichtigungen von Fabrikanlagen in Betracht. Da Besuche praktisch oft den Betrieb stören und zu häufig wiederholt werden müssen, könnte der Film hier große Dienste leisten, da die einmalige Aufnahme des ganzen Betriebes in unbeschränkter Wiederholung allen Interessenten im In- und Ausland vorgeführt werden kann. Noch wenig ausgenutzt wurde bisher der Wert der Kinematographie für Zwecke der Belehrung. Hier kommen nicht nur technische Bildungsanstalten in Frage, sondern vor allem die Fabriken selbst, wo der Film sowohl den Arbeitern wie auch den Kaufleuten wichtige Unterweisungen und Aufklärungen bieten könnte. Hier wäre auch besonders die Möglichkeit zu beachten, neu eintretende Arbeiter durch Filmvorführungen möglichst schnell in die Besonderheiten des betreffenden Betriebes einzuführen und anzulernen. In den technischen Schulen stellen sich dem Filmunterricht hauptsächlich die großen Kosten hemmend entgegen. Zur Behebung dieses Uebelstandes schlägt Laffally die Einrichtungen einer deutschen Sammelstelle für technische Filme vor. Vor allem anderen aber müßte die spezielle technische Kinematographie überhaupt erst in größerem Maßstabe ins Leben gerufen werden. Die Gruppe der Filme zu Untersuchungszwecken endlich wäre sozusagen als kinematographische Bewegungsanalyse zu betrachten. Ein Schüler des Arbeiterorganisators Taylor, Gilbreth, machte als Erster den Kinematographen arbeitsökonomischen Untersuchungen zugänglich. Tatsächlich bietet der Film auffallend gute Möglichkeiten als Meßinstrument für Arbeitsleistungen, was besonders in der Massenfabrication höchst beachtenswert wäre. Heute werden auch bereits von Laffally Filmaufnahmen zum Zweck der Prüfung künstlicher Gliedmaßen gemacht. Filmaufnahmen zur Untersuchung über Maschinenmontagen und zahllose andere industrielle Verrichtungen könnten, in großem Maßstabe durchgeführt, in Zukunft von hoher Bedeutung für unser ganzes Wirtschaftsleben werden.

Der französische Verschwender. Im „Giornale Genovese“ wird folgende kleine Anekdote erzählt: Als Viktor Hugo in der Rue de la Tour d'Auvergne wohnte, kam eines Tages ein gutgekleideter Herr zu ihm, der sich ihm als Herr Cerbutin, Besitzer eines Kramladens, vorstellte: „Nun will ich in wenigen Worten die Sache erörtern, die mich zu Ihnen führt, Monsieur Hugo“, sagte er. „Ich bin Dichter, und neulich Abend nun, als mich der Teufel ritt, habe ich in einem Atem 300 Verse gemacht. Beim Abschreiben dachte ich mir: was werde ich nun damit machen? Aber bald war ich von dieser Verlegenheit befreit. Ich sagte mir: zwei Schritt von dir entfernt wohnt Viktor Hugo, der berühmte Dichter, dessen einziges Geschäft ist, Verse zu machen und sie engros an die Buchhandlungen zu verkaufen. Geh zu ihm und mache ihm den Vorschlag, deine 300 Verse billig zu erwerben.“ Viktor Hugo hatte die größte Mühe, dem Kramhändler verständlich zu machen, daß er nicht Verse von andern kaufe. „Ich sehe, daß ich mit Ihnen nicht einig werden kann“, sagte er schließlich beleidigt, „ich werde mal zu Alexandre Dumas gehen!“

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

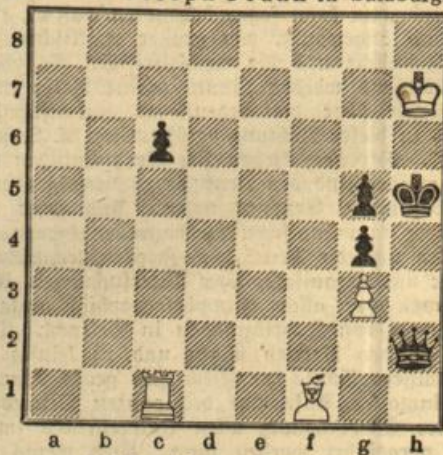
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 20. August 1916.

Aufgaben.

477. Dr. Joseph Frank in Salzburg.



Weiß zieht und gewinnt.

Partie 176. (Damenbauernspiel.)

Eine Partie Capablanca aus einem New-Yorker Turnier.

Weiß: Capablanca. Schwarz: Schröder.

- | | | | |
|------------|---------------------|------------------------------|---------------------|
| 1. d2—d4 | d7—d5 | 19. Sf3—g5 | h7—h6 ²⁾ |
| 2. Sg1—f3 | e7—e6 | 20. De4—h7† | Kg8—f8 |
| 3. c2—c4 | Sg8—f6 | 21. Dh7—h8† | Kf8—e7 |
| 4. Sb1—c3 | Sb8—d7 | 22. Dh8—g7 | h6×g5 |
| 5. Le1—g5 | Lf8—e7 | 23. Dg7—g5† | Ke7—d6 |
| 6. e2—e3 | 0—0 | Es ist interessant zu sehen, | |
| 7. Ta1—c1 | a7—a6 | mit wie wenigen kräftigen | |
| 8. Dd1—c2 | Tf8—e8 | Schlägen Capablanca nach | |
| 9. Lf1—d3 | d5×c4 | dem Verlust einer Figur der | |
| 10. Ld3×c4 | b7—b5 | Gegner überwindet. | |
| 11. Lc4—d3 | Lc8—b7 | 24. Ke1—e2 | Ta8—c8 |
| 12. a2—a4 | b5—b4 | 25. Tc1—c4 | Kd6—c6 |
| 13. Lg5×f6 | Sd7×f6 | 26. Th1—c1 | Kc6—b6 |
| 14. Sc3—e4 | Sf6×e4 | 27. h2—h4 | f7—f5 |
| 15. Ld3×e4 | Lb7×e4 | 28. Dg5—g7 | Te8—e7 |
| 16. Dc2×e4 | c7—c5 ¹⁾ | 29. Dg7—e5 | Tc8—c6 |
| 17. d4×c5 | Dd8—a5 | 30. Tc4×c5 | Aufgegeben |
| 18. b2—b3 | Le7×c5 | | |

Nach Tc6×e5 gewinnt Weiß durch De5—d6†.

¹⁾ Richtig war Le7—d6, 0—0, f7—f5, De4—c6, Dd8—f6 nebst einigem Druck auf den Königsflügel, etwa durch g7—g5, um die Schwäche der Damenbauern ins Gleichgewicht zu bringen. ²⁾ g7—g6 hätte nichts gefruchtet, wegen 20. De4—b7, Ta8—a7 21. Db7—c6 oder 20. Te8—f8 21. Sg5×f7. (Dr. E. Lasker i. d. „Voss. Ztg.“)

Auflösungen.

Nr. 474 (3 Züge). Td4, K×d4 2. Sc4, K×c4. Die Aufgabe ist zwar ganz gefällig, aber recht leicht und durchsichtig.

Richtige Lösungen sandten: F. S., J. R., K. Lt., Sp., Dr. M., A. Dl. und Wdw., sämtlich in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Geheimschrift.

Ivero grati uspr chle ozierk plicht,
Atreus ies trauhi Kunda aschlichti.

(Der Schlüssel besteht in einer Regel.)

Bilderrätsel.



Hieroglyphen. (Von jedem Bildzeichen gilt nur der Anfangsbuchstabe. Die fehlenden Vokale sind zu ergänzen.)

Tauschrätsel.

Maus, Eugen, Fuß, Segen, Onkel, Damm, Hund, Ella, Hase, Kasse, Aden, Labe, Pack, Adda, Angel, Dank, Enkel, Uhren, Zauber.

Von jedem Wort ist durch Umwandlung des Anfangsbuchstaben ein neues Wort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhange eine moderne Schiffsgattung.

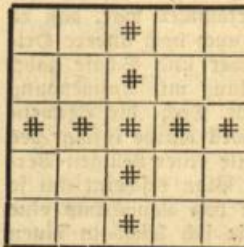
Scherzrätsel.

Wir kämpften um ein kleines — d
Schon eine Woche lang,
Ohn' daß dem Feind und uns auch je
Ein Vorteil nur gelang.
Wir lagen in dem Graben,
Es knallte Schuß auf Schuß,
Das —d wollt jeder haben,
Bei uns stand der Entschluß:
Das —d tun wir dem Feind nicht geben,
Ob er sich müht auch ohne Ruh,
Jedoch das —l, wenn zu dem geben
Ein Zeichen kommt hinzu.

Abstrichrätsel.

Es sollen 20 Wörter von folgender Bedeutung gesucht werden: 1. Jüdischer Name. 2. Deutscher Fluß. 3. Märchengestalt. 4. Naturkraft. 5. Beleuchtungsmittel. 6. Fürwort. 7. Altheidnischer Gott. 8. Kleidungsstück. 9. Fortbewegungsmittel. 10. Bekräftigung. 11. Niedere Tierart. 12. Bindewort. 13. Fluß in Flandern. 14. Wild. 15. Amerikanisches Gebirge. 16. Stadt in Schlesien. 17. Veraltetes Artilleriewerkzeug. 18. Blume. 19. Altbiblischer Berg. 20. Zeichen. Sind die Wörter gefunden, so ist von jedem einzelnen Worte ein Zeichen an beliebiger Stelle zu streichen. Die übrigbleibenden Buchstaben nennen im Zusammenhange eine erfreuliche Tatsache.

Füllrätsel.



Bekannter Kampfort in Frankreich.

Haustier.

Fluß in Frankreich.

Gefaß.

Innerer Körperteil.

In die Felder vorstehenden Quadrates sind die Buchstaben AAA, C, EEEEE, HH, I, K, NNNN, OO, RRRR, SS derart einzusetzen, daß die mittelste wagerechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten senkrechten Reihe ist und die wagerechten Reihen Wörter von der beigelegten Bedeutung ergeben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 381.

Bilderrätsel: Fürs Vaterland sterben, der schönste Tod. — Kapselrätsel: Bart, Ulan, Lanze, Garn, Arm, Reis, Ida, Esel, Note. Bulgarien. — Kriegezeit: Landsturm. — Ergänzungsrätsel: Taufe, Ast, Handel, Seine, Stirn, Blatt, Mandel. Aufstände in Irland. — Kreuz und quer: Riga, Rist, Gast, Liga, List. — Rätsel-Anekdote: Behalte sie

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



16. Jahrgang 1916. 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5 5

Nr. 12.

Das Märchen vom König Ahab.

Von Michael Charol, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Groß und mächtig war der König Ahab. In der langjährigen Herrscherzeit hatte er sein Reich nach Nord und Süd und Ost und West schier ins Unermeßliche vergrößert.

Zuerst unterjochte er die Nachbarkönige. Dann besiegte er die entfernteren Königreiche. Allmählich vereinigte er so das ganze Morgenland unter seinem Zepter und setzte sich schließlich auch die Krone der beiden Indien auf das Haupt. Dann begann er seinen Schatz zu mehren und das Reich mit Umsicht zu verwalten. Er ließ überall gute Wege bauen und bestellte Wächter, um die Reisenden und Kaufleute, die diese Wege befuhren, zu beschützen. Er ließ große Schiffe bauen und bewaffnete sie, und ließ die Meere durchkreuzen und von Seeräubern befreien, damit der Handel mit anderen Völkern gefahrlos werde und aufblühe.

Dieser weisen Herrschaft wegen nannte ihn das Volk: Ahab der Große.

Aber Ahab war auch ein milder und gerechter König. Er liebte sein Volk und wollte es glücklich machen. So befreite er es von schweren Steuern und setzte unbestechliche Beamte ein, die jedem sein Recht gaben. Und er selbst war stets freigebig zu den Armen und gütig zu den Bedrückten.

Und das Volk liebte seinen König, und vergötterte ihn, und nannte ihn: Ahab der Gute.

Aber Ahab tat noch mehr. Sein eigenes Leben hatte er so eingerichtet, daß es jedem seiner Untertanen als Musterleben galt, nach dem alle ihr Leben einzurichten suchten.

Die Kindheit verbrachte Ahab in lustigen Spielen und eifrigem Lernen. Als Jüngling studierte er alle dem Menschen frommenden Wissenschaften und füllte die Zwischenstunden mit geist- und körperstärkenden Übungen aus. Die Mannesjahre galten dem Krieg und der Liebe; und in beiden war er erfolgreich. Bei zunehmendem Alter nahm auch die Sorge um das Volk zu. Und erst als Greis gönnte er sich mehr Ruhe; und seine Gedanken wendeten sich tiefen Problemen zu, wie denen des Lebens und des Gottes. Er rief an seinen Hof Künstler und Dichter, Gelehrte und Weise und unterhielt sich mit ihnen über alle ihn beschäftigenden Fragen. Seines Geistes Kraft war aber so groß, daß keiner von den Männern sich ihm auch nur annähernd vergleichen konnte.

Deshalb hieß er auch bei allen: Ahab der Weise.

Eines Tages bemerkten nun die Hofleute, daß der König verschlossener und nachdenklicher war als gewöhnlich.

Sie fragten ihn nach dem Grund seines Kummers, aber er antwortete nicht.

Doch von Tag zu Tag nahm die Schwermut des Königs zu. Und mit dem Wachsen der Schwermut nahm seine Gesundheit ab. Aber alle Fragen der Hofleute blieben unbeantwortet; und schließlich wurde der ganze Hof und mit ihm auch das Volk schwermütig. Denn sie liebten alle ihren guten König und wollten nicht fröhlich sein, wenn er traurig war.

Endlich, nach monatelangem Harren, ließ der König Ahab alle seine Minister und hohen Würdenträger und alle Gelehrten und Weisen des Hofes zusammenkommen und sprach zu ihnen:

„Bin ich euch immer ein milder und gerechter Herrscher gewesen?“

„Immer“, antworteten alle im Chor.

„Habe ich jemals irgend einem von euch Leid zugefügt? Oder habe ich jemanden unverdient bestraft?“

„Immer bist Du gut und gerecht gewesen und hast niemanden unverdient bestraft“, klang es zur Antwort.

„Habe ich jemals einem von euch meinen Rat versagt?“

„Stets hast Du, Herr, uns mit Deiner Weisheit erleuchtet.“

„Seid ihr mir alle zugetan?“

„Alle!“ riefen die Anwesenden durcheinander.

„So versagt mir jetzt nicht euren Rat, meine Getreuen. Begrenzt ist des Menschen Verstand, und ich bin alt geworden. Mag eine Flamme noch so hell leuchten, einmal wird sie schwächer und beginnt trüb zu werden. So, glaube ich, beginnt es auch meinem Geiste zu gehen. Seit Monaten schon quält mich eine einzige Frage, aber mir fehlt der Verstand, um sie zu lösen. Deshalb bin ich in diesen wenigen Monaten mehr gealtert als vordem in Jahren.“

Schöner und duftiger als im Schatten erblüht die Rose unter den Strahlen der segenspendenden Sonne. Beginnt aber das Himmelsgestirn zu sengen, so verdorrt und verwelkt bald die prächtigste der Blumen, während die Rosen des Schattens länger blühen. So ist es auch mit meinem Körper. Unter der gütigen Wirkung des Geistes blieb er lange Jahre gesund und jung. Seit aber unter dem Druck dieser einzigen ungelösten Frage mein Geist zu versagen droht, ist mein Körper alt und gebrechlich geworden; und meine Lebenskräfte sind im Abnehmen begriffen.

Seid ihr nun bereit, mich von dieser Frage zu befreien, indem ihr sie mir beantwortet?“

Und alle Minister und Hofleute erhoben sich von ihren Plätzen und verneigten sich tief vor dem König und sagten:

„Befehl, Gebieter, und wir geben mit Freuden unsere Weisheit und unser Leben hin, um Deine kostbare

Gesundheit zu erhalten. „Geruhe, uns die Frage vorzulegen, die Dein Gemüt beschwert, und wir werden alles tun, um sie zu Deiner Zufriedenheit, o Herr, zu beantworten!“

Da glitt ein Freudenlächeln über das weiße Antlitz des Königs, und er sprach:

„Wir leben alle. Wir werden geboren, wir leben unser Leben, und dann sterben wir. Ist es nicht so?“

Und alle riefen: „Es ist so!“

„Niemand weiß, was mit uns vor der Geburt war, und keinem Lebendigen ist es vergönnt zu erfahren, was uns nach dem Tode erwartet. Aber jeder von uns weiß, was mit ihm im Leben geschehen. Ist es nicht so?“

„Es ist so!“ erschallte die Antwort.

„Gut! So sagt mir dann: Was ist das Leben?“ Und mit durchdringendem Blick maß Ahab die Versammelten. „Beratet euch“, fuhr er fort, „und kommt zu mir, wenn ihr einig seid und sagt mir, was ist das Leben? Denn dies ist die Frage, die mich seit Monaten quält, und die ich nicht zu beantworten vermag.“

Mit diesen Worten erhob sich der König und verließ den Saal. Und alle Minister und Würdenträger, Gelehrte und Weise blieben zurück und hielten einen großen Rat ab, der den ganzen Tag dauerte.

Dann kam der erste Minister zu dem König, verbogte sich tief und sagte:

„Mächtiger Herrscher! Gott ist groß, aber klein und schwach ist der Menschenverstand. Zürne nicht, Herr, daß wir uns nicht über die Antwort auf Deine Frage einigen konnten. Jeder von uns versteht das Leben anders, und wir sind zu keinem Ergebnis gekommen.“

Da sagte Ahab der Große, Gute und Weise:

„Heute ist Vollmond. Schicke sofort Boten in alle Teile meines Reiches und laß sie überall verkünden, was ich Dir jetzt befehle: Jede Stadt und jede Provinz soll aus jedem Stande den klügsten und erfahrensten Mann wählen. Am Tage des nächsten Vollmondes sollen die Gewählten in meiner Residenzstadt eintreffen. Und hier sollen sich diese Männer wieder beraten, und jeder Stand soll den trefflichsten Mann auswählen. Am dritten Tage nach dem Vollmond werde ich die Auserlesenen meines Volkes in dem großen Thronsaal empfangen, und jeder von ihnen soll mir verkünden, was das Leben ist, und jedem werde ich erwidern. Demjenigen aber, dem ich nicht zu antworten vermag, werde ich tausend Goldstücke schenken, und er soll mir der liebste Mann im Reiche sein. So soll es geschehen, denn ich befehle es so, ich, Ahab, euer König!“

Tief verneigte sich der Großwesir, berührte mit der Hand den Boden vor des Herrschers Füßen und entfernte sich.

Und alles geschah, wie König Ahab es befahl.

Am Tage des nächsten Vollmondes wimmelten die Straßen, die zur Hauptstadt des Reiches führten, wie Ameisenhaufen. Tausende und Abertausende der klügsten und erfahrensten Männer pilgerten, aus allen Enden des gewaltigen Reiches kommend, in die Stadt, um auf des Königs Befehl die Klügsten und Weisesten unter sich zu wählen.

Da ritten schwergepanzerte Krieger auf feurigen Rossen neben arabischen Lanzenträgern auf flüchtigen Kamelen. Neben den auf Eseln reitenden Gelehrten trugen schwarze Sklaven mit Gold überladene Säpfen, in denen reiche Handelsherren ruhten. Und daneben liefen zerlumpte, halbnackte Landstreicher. Alles strömte in die Stadt.

Dort berieten sie sich zwei Tage. Und am Abend des zweiten Tages hatte jeder Stand den trefflichsten Mann erwählt, damit er dem König seine Frage beantwortete.

Als der dritte Tag nach dem Vollmond anbrach, liefen Herolde durch die fahnenbeschnürten Straßen und verkündeten unter Trompetenstößen und Fanfarenklängen, daß König Ahab die Auserlesenen seines Reiches in dem großen Thronsaal erwarte. Und in hellen Haufen zogen

die Männer zum Königsschloß und versammelten sich im Saal.

Dieser Thronsaal aber war das prächtigste Gemach der Welt, und alle Eintretenden blieben geblendet stehen und meinten, sie wären in ein Märchenreich geraten.

Auf dem Boden aus weißem Marmor, der mit wundervollen Mosaikbildern verziert war, lagen im Halbkreis seidene, mit Silber durchstichte Kissen als Sitze für die erwarteten Gäste. Und zwischen den Kissen standen geschnitzte Bernsteinleuchter, aus denen Flammen emporzüngelten. Die Wände aus grünem geäderten Marmor umrahmten breite, goldene Streifen, von denen sich die Kuppeldecke aus schwarzem polierten Onyx abhob. Diese Decke stellte das Himmelsgewölbe dar, in das die Sterne und Sternbilder aus blutroten Rubinen und honiggelben Edeltopasen eingelassen waren. An Stelle des Mondes hing vom Himmel eine mit Smaragden besäte leuchtende Opalschale, in der feinstes Rosenöl aus Schiras verdampft wurde. Die Sonne des Himmels bildete eine Kugel aus durchscheinendem Rosenquarz, in deren Innerem eine Flamme brannte. Durch hunderte die Kugel durchsetzende Diamanten brach das Licht in unzähligen Farben, durchstrahlte den Saal und spiegelte sich tausendfach wider in den Steinen der Sterne, den Wänden und dem Boden. Durch den Boden der Kugel aus geschliffenem Berakristall floss aber das Licht in einem dichten Strahlenbüschel auf den darunterstehenden Thron, der das schönste und kunstvollste Stück des Saales war, und beleuchtete ihn mit einem feenhaften Glanz.

Zwei kniende Elefanten aus Ebenholz, mit tiefblauen Saphiraugen und Ohren aus dunkler Bronze, trugen auf ihrem Rücken den Thron aus getriebenem Golde. Ihre Elfenbeinstoßzähne waren mit silbernen Ringen umfaßt, und in den mit Metall beschlagenen Rüsseln hielten sie eine mit seidnem Teppich bedeckte Treppe aus buntem Achat, die zum Thronstuhl führte. Der Stuhl selbst war ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst: ein sich krümmender Drache hielt seinen Schweif als Lehne für den als Sessel ausgebildeten Rücken, während die Drachensflügel bequeme Armstützen boten und der Kopf als Fußschemel diente.

Jetzt aber war der Sitz mit seidnen Kissen ausgefüllt, die dem greisen Herrscher bequeme Ruhelage bieten sollten.

Kaum waren nun all die auserlesenen Männer aus dem Reiche versammelt, so öffneten sich die kostbaren Vorhänge in der rückwärtigen Wand und die Wesire und Hofleute traten ein. Ihnen folgten hundert ebenholzfarbene Knieer mit silbernen Lanzen und goldenen Schildern und bildeten ein Spalier. Und langsam schritt durch die Reihen der sich verbeugenden Wache König Ahab in den Saal.

Er trug ein langes weißes Atlasgewand, das von einem roten, breiten Samtgürtel zusammengehalten wurde. Um den Kopf lief ein schmaler, goldener Stirnstreifen, unter dem die milchweißen Haarlocken hervorquollen, während der lange Bart das ehrwürdige Gesicht umrahmte.

Er bestieg den Thron, ließ sich auf die Ruhelassen nieder und sprach zu den ihn mit Ehrfurcht grüßenden Ankömmlingen:

„Auserlesene meines Volkes! Mit Ungeduld erwartete ich diesen Tag, an dem ihr, meinem Befehle folgend, euch hier versammelt habt, um mir meine Frage zu beantworten. Tretet nacheinander vor und sagt mir: Was ist das Leben? Und wem ich nicht zu antworten vermag, der soll mir der liebste Mann am Hofe sein, und ich werde ihn mit Geschenken überhäufen.“

Als erster näherte sich der Großwesir dem König, verneigte sich tief vor ihm und sprach:

„Erhabener König! Als ich in schlaflosen Nächten mich um Deine kostbare Gesundheit sorgte und über Deine Frage nachdachte, kam mir die Erleuchtung vom Himmel, und ich fand die Lösung: Das Leben ist Herrschen, und das Leben ist Dienen! Gott der Allmächtige hat uns

auf die Erde gesetzt und uns befohlen, über Tier und andere Menschen zu herrschen und ihm und dem uns von ihm gegebenen Herrscher zu dienen, auf daß Ordnung auf der Welt sei. Deshalb ist das Leben — Herrschen und Dienen!"

Der Wesir hatte geendet, verneigte sich wieder vor dem König und wartete. Und durch den Saal lief ein Murren des Beifalls.

Doch Ahab der Weise erwiderte:

"Widerspruchsvoll ist Deine Rede. Wenn wir herrschen, dienen wir nicht, und wenn wir dienen, herrschen wir nicht. Und wenn wir schlafen und essen und lieben und lernen, da tun wir weder das eine noch das andere. Wohl sind Herrschen und Dienen Teile unseres Lebens, aber sie sind nicht das Leben."

Mit einer Verbeugung entfernte sich der Großwesir, und der Heerführer Mabor trat vor den König, grüßte ihn im Namen des Heeres und sagte, daß das Leben — Krieg sei.

Doch der König erwiderte, daß er seit zehn Jahren keinen Krieg mehr führe und seit zwanzig Jahren in keiner Schlacht gewesen sei und trotzdem lebe.

Und andere Männer traten an die Stelle Mabors vor den König Ahab und jeder grüßte ihn im Namen seines Standes und erzählte ihm, was er vom Leben denke. Und jedem antwortete der König und bewies ihm, daß seine Ansicht falsch sei. Und beschämt ging jeder auf seinen Platz zurück.

Unter anderen traten auch vier Priester vor den König Ahab, die vier verschiedenen Göttern dienten, und sprachen: „Gewaltiger König! Von allen Dienern Gottes sind wir auserwählt worden, um Dir zu sagen, was der Zweck des Lebens sei, wie ihn uns der alleinige Gott offenbart!"

Und der erste Priester sprach:

"Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet. Um Allah zu preisen, leben wir und müssen ihm zum Ruhm die Ungläubigen mit Feuer und Schwert bekehren. Alles, was wir tun, ist vorherbestimmt, und selig ist, wer für Allah stirbt. Denn in den siebenten Himmel zieht er ein."

Und der zweite Priester sagte:

"Um uns zu erlösen, ließ sich Jesus, der Sohn Gottes, ans Kreuz schlagen. Liebe ist unsere Lehre. Unser Leben ist uns gegeben, damit wir es mit gottgefälligen Taten ausfüllen. Unsere Feinde sollen wir lieben, unser Gut mit Armen und Elenden teilen. Dann wird unser Leben in den Augen Gottes Wohlgefallen finden und unsere Seele in den Himmel kommen, denn Gott ist gnädig."

Der dritte Priester fuhr fort:

"In Feuer und Flamme auf dem Berge Sinai hat uns der alleinige Gott die Gesetze gegeben. Wohl dem, der sie befolgt, denn er wird es gut im Leben auf dieser Welt und im Jenseits haben. Und dreifach wehe über den, der die Gesetze nicht befolgt, denn schrecklich wird seine Strafe sein, wie die Strafe, die über Pharao verhängt wurde."

Und der vierte Priester sagte:

"Leiden ist unser Leben. Alle Wünsche und alle Begierden sind ruchlos. Entsagung aber ist Erlösung. Und wer durch alle Leben hindurch entsagend sich läutert, wird nach dem letzten Leben selig in Nirwana einziehen."

Lächelnd hörte der weise König Ahab alle vier Priester an und erwiderte ihnen:

"Von vier Religionen habt ihr mir erzählt, und jede davon ist die einzig wahre, und jede befiehlt etwas anderes. Aber keiner von euch hat mir gesagt, was das Leben ist. Nur geraten habt ihr mir, wie ich leben soll und wozu mein Leben diene. Danach aber habe ich niemanden gefragt."

Und er entließ die Priester.

Und andere Männer traten vor den König und erklärten ihm das Leben. So sagte der Jüngling Kaleb,

daß das Leben Liebe sei. Eine mächtige, unbezwingliche Liebe, die unser ganzes Dasein beherrsche und den alleinigen Sinn und Zweck des Lebens bilde.

Doch der König antwortete ihm, daß ebenso wie die Liebe auch der Haß und der Überdruß unser Leben beherrschen und die Liebe höchstens einen kleinen Teil davon bilde.

Und dem Lebensbejaher erzählte der König von Sorgen und Kummer und Verzweiflung; und den Lebensverneiner wies er auf die Freuden des Lebens hin.

Dem von höheren Zielen träumenden Philosophen führte er vor die Augen das Leben eines Sklaven, und den das Leben als eine Mechanik erklärenden Gelehrten fragte er nach den Tätigkeiten unseres Geistes und nach den Seelenempfindungen.

Dem stetig Arbeitenden erzählte er, daß auch die Ruhe ein Leben bedeute, und den Träumer verwies er auf die Arbeit.

Der Künstler aber sagte ihm:

"Ein Weib ist das Leben. Ein falsches, lüthernes Weib, das uns zu gleicher Zeit anzieht und fortstößt. Nur ein Weib kann uns so locken und beglücken und quälen, wie das Leben es tut, ohne daß wir uns empören. Nur über ein Weib können wir so herrschen wie über das Leben und doch seine Sklaven bleiben. Wie das Weib reizt es immer von neuem unsere Begierden und packt uns zu neuen Leidenschaften und Wünschen auf, indem es die früheren erfüllt. Und wie des Weibes werden wir des Lebens nie überdrüssig, soviel wir auch davon haben. Und wie das Weib macht es uns alt, und je älter wir werden, desto mehr durstet es uns nach ihm. Weib ist dein Name, o Leben, du treuloses, herrliches, graufames Weib."

"Schön ist Dein Vergleich, Künstler", sagte sinnend Ahab. "Male mir ein so verzehrendes Weib, wie Du beschreibst, und Dein Bild soll zu meinen kostbarsten Schätzen zählen; doch ist damit das Wesen des Lebens nicht erschöpft. Ebenfogut dürfen wir das Leben als einen Mann bezeichnen. Als einen riesig starken, derb zupackenden Mann, der alles, was ihm im Wege steht, zermalmt und rücksichtslos jeden vernichtet, der ihm nicht blindlings gehorchen will. Oft kämpfen wir mit diesem Riesen unter Aufbietung unserer gesamten Kraft, doch wir erliegen ihm meist. Diesem Mann gehören unsere Jahre harter, trockener Arbeit, während das Weib unser Leben in den Jahren der Jugend, der Freude und Lust besetzt. Schön hast Du einen Teil des Lebens versinnbildlicht, doch nicht das Wesen des Lebens gedeutet."

Da trat der Dichter Sophar vor den König, verneigte sich tief und sprach:

"Herrscher der Güte! Von allen Dichtern Deines gewaltigen Reiches ist es mir vergönnt worden, vor Dein Antlitz zu treten, um Dir zu sagen, daß für uns Dichter das Leben ein Traum ist. Nur ein Traum kann zugleich böse und gut, erhaben und niedrig, wundervoll und alltäglich sein, wie das Leben es ist. Nur im Traum schaltet und waltet schrankenlos frei unsere Phantasie und baut Schlösser der Pracht auf und erschafft Stunden der himmlischen Lust. Und das Leben ist prächtiger als die Pracht und göttlicher als der Himmel. Der Traum ist ein gewaltiger Zauberer, doch das Leben ist noch zauberhafter als der Traum. Aber auch kein Traum kann uns armseliger und elender machen, als das Leben es tut. In keinem Traum können wir tiefer sinken als im Leben, und in keinem gottähnlicher werden. So kann denn auch das Leben nichts anderes sein als der vollkommenste und gewaltigste Traum."

Der Dichter hatte gesprochen, und ein Beifallsraunen lief durch die Reihen der Zuhörer und ein Lächeln der Zufriedenheit huschte über das weise Antlitz des Königs. Doch er erwiderte:

"Schön ist Dein Traumleben, Dichter, und ich wünsche Dir ein ebenso schönes Erwachen aus dem Traume"

einen, Deiner würdigen sanften Tod. Aber sage mir: Gibt es einen Traum, in dem Du etwas Bleibendes, Bestehendes geschaffen, das auch nach dem Erwachen etwas Greifbares ist? Nein! Alles, was Du im Traume tust, ist in Deiner Einbildung geschehen. Alles, was ich im Leben geschaffen, ist aber Wirklichkeit und bleibt auch nach meinem Tode bestehen. Kannst Du ferner zusammen mit vielen Tausenden anderen Menschen zu gleicher Zeit denselben Traum träumen? Nein! Aber Du lebst mit Hunderttausenden anderen Menschen gleichzeitig dasselbe Leben. Also muß das Leben doch wohl mehr sein als der gewaltigste Traum."

So ging es den ganzen Tag fort. Und jeder erzählte etwas anderes vom Leben und deutete es auf andere Weise, und jedem bewies der weise König, wie falsch seine Anschauung sei.

Inzwischen war es Abend geworden. Die Sonne ging unter und warf ihre letzten blutigen roten Abschiedsstrahlen auf den Königspalast. An ihrer Stelle bewachte nun der Mond den Himmel und tauchte das Schloß in seine silbernen Lichtwellen.

Alle Weisen, Gelehrten und Dichter hatten schon versucht, die Frage des Königs zu beantworten. Doch es war keine Antwort darunter, die Ahab nicht widerlegt hätte.

Traurig saß nun der Weise auf dem Thron und sann über seine Frage nach, und tief traurig blickten die Auserlesenen des Volkes auf den heißgeliebten König, dem sie die schwere Gedankenlast nicht abzunehmen vermochten.

Langsam erhob sich Ahab von seinem Sitz, um die Thronstufen herunterzusteigen und den Saal zu verlassen.

Da sprang plötzlich des Königs Hofnarr Tintalos auf, der die ganze Zeit unbeweglich zu Ahabs Füßen gesessen, und begann laut zu lachen.

"Brüderchen Herrscher!" rief er laut lachend, laß mir schnell tausend Goldstücke geben und erneune mich zum Weisesten der Weisen, denn der liebste Mann im Reiche bin ich Dir ja schon immer! Gib mir die tausend Goldstücke, und ich sage Dir, was das Leben ist!"

Ein Murmeln der Entrüstung lief durch die Versammlung. Auch der König zog die Brauen zusammen, doch er befahl:

"Sprich, Narr!"

Und der Narr Tintalos rief:

"Herrscher! Das Leben ist Narrheit! Die größte Narrheit der Welt! Es ist noch dümmer, als der Mensch begreifen kann. Deshalb wird auch jeder, der den Sinn dieser Narrerei fassen will, selbst zum Narren. Und wie dumm solche Menschen werden können, siehst Du, erhabener Herrscher, an Dir und dieser erlauchten Versammlung. So tief hat euch das Denken über das Leben gebracht, daß ihr alle, ihr stolzen, weisen Männer, hier ratlos sitzt und am Schluß eurer Weisheit seid. Und ich, der verspottete Narr, muß euch erklären, daß das Leben Narrheit ist; und leben — Narr sein heißt!"

Da lachte der weise König Ahab laut auf und mit ihm lachte die ganze Versammlung. Am lautesten und hellsten aber erklang das Lachen des Narren.



Die Stunde.

Der Tag verrinnt, es eilt die Stunde,
Du weißt nicht, was die nächste bringt;
Schlug sie dir gestern eine Wunde,
Zeigt sie sich heute frohgestimmt.

Und ihre Saiten leis erklingen,
Schlägst du sie an in Lust und Scherz;
Und mit der Sehnsucht gold'nen Schwingen
Trägt sie dein Glück, o Menschenherz.

Der Tag verrinnt, es eilt die Stunde,
Du weißt nicht, was die nächste bringt,
Wann, wie und wo im Erdenrunde
Dein Leben gleich wie sie zerrinnt.

Elfa Stäger, Wiesbaden.



Goethe und der Islam.

Von Heinz Amelung.

(Nachdruck verboten.)

In Berlin und in Wien sind als äußere, dauerhafte Denkmäler der neugegründeten, mit Blut und Eisen zusammengeschmiedeten Bundesgenossenschaft zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei Moscheen errichtet worden. Dadurch tritt uns auch die mohammedanische Religion näher, zu der sich etwa 250 Millionen bekennen, das heißt 15 % der Gesamtbevölkerung der Erde. Ein reges Interesse für den Islam hat bei uns seit Jahrhunderten geherrscht; für die Völker des Abendlandes ist ja der Orient stets eine Märchen- und Wunderwelt gewesen. Und so erscheint es uns keineswegs auffallend, daß auch Goethe, dessen stets wissenschaftlicher Geist alle Gebiete der Welt und der Künste zu durchforschen und für sich zu erobern trachtete, in verschiedenen Zeiträumen seines Lebens sich eindrucklich mit dem Orient und dem Islam beschäftigt hat.

In ersten Tagen hatte Goethe eine erste persönliche Begegnung mit der Welt des Morgenlandes, und zwar ergötzlicher Art: Als er im April 1813 nach Dresden reiste, sah er in Begleitung einer Kosakenabteilung — ein Kamel, das er als ein „asiatisches Wahrzeichen“ nach-

denklich betrachtete. Einige Monate später waren russische Baschkiren in Weimar einquartiert; da ließ Goethe nicht die Gelegenheit vorübergehen, mohammedanischen Gottesdienst kennen zu lernen, den die Anhänger des Propheten im Hörsaal des protestantischen Gymnasiums abhielten. Nicht eitle Neugier trieb ihn, dieser Andacht beizuwohnen, sondern tiefes, aus seiner Jugendzeit stammendes Interesse für die Religion des Islam. Noch 1825 zeigte er Eckermann einen Bogen, den ihm damals ein Baschkirenhäuptling verehrt hatte, und der fast achtzigjährige Greis schoß wie ein Junge den Pfeil von der Waffe. Aus den Kämpfen Napoleons mit Spanien, zu denen auch Weimar als Rheinbundstaat Truppen stellen mußte, hatten weimarische Soldaten für Goethe ein paar Seiten einer Koranhandschrift mitgebracht, die sofort seine Phantasie auf's Stärkste erregten. Er machte selbst arabische Studien und ließ von dem Orientalisten Eorsbach eine Übersetzung des arabischen Textes herstellen.

Lebhaft billigte Goethe die mohammedanische Erziehungsweise; er fand es höchst merkwürdig, mit welcher Lehren die Befenner des Islam ihre Erziehung

beginnen. Zu Eckermann sprach er sich einmal darüber aus: „Als Grundlage in der Religion befestigen sie ihre Jugend zunächst in der Überzeugung, daß dem Menschen nichts bezeugen könne, als was ihm von einer leitenden Gottheit längst bestimmt worden; und somit sind sie denn für ihr ganzes Leben ausgerüstet und beruhigt und bedürfen kaum eines weiteren.“ Er wolle, fuhr er fort, nicht untersuchen, was an dieser Lehre Wahres oder falsches, Nützliches oder Schädliches sei; aber im Grunde liege von diesem Glauben doch etwas in uns allen, auch ohne daß es uns gelehrt worden. „Die Kugel, auf der mein Name nicht geschrieben steht, wird mich nicht treffen,“ sagt der Soldat in der Schlacht, und wie sollte er ohne diese Zuversicht in den dringendsten Gefahren Mut und Heiterkeit behalten? Die Lehre des christlichen Glaubens: „Kein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen meines Vaters,“ ist aus derselben Quelle hervorgegangen und deutet auf eine Vorsehung, die das Kleinste im Auge behält und ohne deren Willen and Zulassen nichts geschehen kann. Zustimmung äußerte er sich über die mohammedanische Philosophie, deren Unterricht mit der Lehre beginne, daß nichts existiere, wovon sich nicht das Gegenteil sagen lasse. Dadurch, daß die Jugend geübt werde, von jeder aufgestellten Behauptung die entgegengesetzte Meinung zu finden und auszusprechen, werde eine große Gewandtheit im Denken und Reden erzielt.

Die im Islam liegende Grundidee: die bedingungslose Hingabe in den unabänderlichen Willen Gottes, fügte sich der Weltanschauung Goethes vortrefflich ein. Und so ist es leicht erklärlich, daß der Dichter, nachdem er den Orient und den Mohammedanismus einmal kennen gelernt hatte, stark von ihnen beeinflusst wurde. Das fleißige Lesen der Bibel, die hebräischen Studien, Koranübersetzungen aus dem Lateinischen, namentlich aber die Eindrücke aus dem Verkehr mit Herder machten ihn früh schon vertraut mit dem, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte. Es lag also keineswegs abseitig, wenn unter den sich drängenden Plänen und Entwürfen der Geniezeit auch die in „Dichtung und Wahrheit“ eingehend besprochene Idee auftauchte, den Propheten zum Helden eines Dramas zu machen. Zur Ausführung kam es freilich nicht, aber „Mahomets Gesang“ entstand damals. Näher trat Goethe dem Stifter des Islam, als er Voltaires Trauerspiel „Mahomet“ im Herbst 1799 ins Deutsche übertrug, oder richtiger: bearbeitete. Ganz Goethes Werk darin ist z. B. der herrliche Monolog des Helden. Die Nachdichtung des moralischen „Klagelieds von den edlen Frauen des Asan Aya“ vom Jahre 1775 ist völlig islamitischen Geistes.

Was dem Dichter an Büchern über den Orient und den Islam sich darbietet, wird von ihm aufmerksam gelesen, so daß er immer tiefer eingeweiht wird in die „Aermelodie für die unendlich mannigfaltigen und launenhaften Variationen der Weltgeschichte menschlicher Kultur“ und er schließlich von ihr mehr weiß, als die meisten berufsständigen Sachgelehrten. Das zeigt sich mit überraschender Deutlichkeit in den umfangreichen Noten und

Abhandlungen zum besseren Verständnis des west-östlichen Divans, die mit den Versen begründet wurden:

Wer das Dichten will verstehen,
Muß ins Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Er selbst hatte diese Mahnung ernst befolgt. Nicht unvorbereitet war er daher herangetreten an die Gedichtsammlung, den „Divan“, des persischen Dichters Schems ed-din Mohammed, der den Ehrennamen Hafis, das ist „der im Koran völlig Bewanderte“, führte. Eine seelische Verwandtschaft zog den deutschen Dichter zu dem alten persischen Dichter hin. Die „mystische Zunge“, wie Hafis genannt wurde, war auch Goethes eigen. Nach Schillers Tode entwickelte sich und trat immer mehr hervor jener symbolische Mystizismus, den er selbst in einer Maxime als die besondere Philosophie des Greisenalters gekennzeichnet hat. Im Islam, und gerade in den Poesien Hafis fand er diesen Zug ausgeprägt, das Simuliche allegorisch zu vergeistigen, Leben und Liebe ins Mystisch-Symbolische zu erheben. Glücklich traf es sich, daß Goethe die Bekanntschaft des Divan machte, als er sich durch einen längeren Aufenthalt in Berlin körperlich wunderbar erfrischt und verjüngt fühlte. Angeregt durch Hafis grünte da ein lyrischer Frühling in ihm auf, dem wir das köstliche Alterswerk des west-östlichen Divan verdanken. Die „guten Geister des Orients“ begleiteten den Dichter auf einer Reise in die Heimatgegend, die er seit fast zwanzig Jahren nicht wiedergesehen hatte, und in der er nun die Frau fand, deren Liebe für die sich entwickelnde Divandichtung entscheidend wurde: Marianne Willemer. Manches in der großen Gedichtreihe ist unmittelbar aus islamitischen Poesien übertragen, anderes ist mystisch durchsetzt mit Goethes Anschauungen und Erlebnissen. Bezeichnend dafür ist die „Selige Sehnsucht“, mit der das Buch des Sängers schließt, und die mit den vielangeführten und vielgedeuteten Versen endigt:

Keine ferne macht dich schwierig,
Kommt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, das Licht begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.

Für den nicht minder bekannten Spruch:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann,

dürfen wir Abdurrahmans Verse wohl als Vorbild ansehen:

Benutze jeden frohen Tag!
Wer weiß, wer morgen leben mag?

Aber aus der Aufforderung des islamitischen Dichters zum Lebensgenuss macht Goethe eine Mahnung zum Lebensgewinn. In der ganzen Dichtung ist Westliches und Östliches wunderbar vermischt, wie Goethe den Geist des Islam als ihm wesensverwandt aufgenommen und vertieft hat.

Ein Rettungsweg für unsere ertaubten Krieger.

Wie sie die Sprache verstehen lernen.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Ein ergreifendes, unvergeßliches Erlebnis wurde mir dieser Tage zu teil. Sechs Krieger sah ich, sechs Männer, die im Kanonendonner, verschüttet von Granaten und Minen oder durch Kopfschuß, das Gehör verloren hatten. Wie ein winziger, doch bezeichnender Ausschnitt, wie ein gedrängtes Spiegelbild unseres Volks-

heeres dünkten sie mich, die sechs, der Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz und dem offenen Blick, der Buchdrucker, einer mit jenem zähen und ruhigen Bildungsdrange, der unser Volk so groß macht; daneben der Gefreite, ein junger Kriegsfreiwilliger, die Leiden der schweren Verwundung tief eingegraben ins kuge Gesicht, aber darüber

hinglänzend das Feuer einer ungebrochenen Idealität, und dann all die Stufen und Schattierungen der sozialen Stellung, der Kunstgewerbelehrer, der sich rasch heraufarbeitet, der Zahntechniker, der Maschinenarbeiter und schließlich der „Mann aus dem Volke“, ein Kutscher, voll derber Treuherzigkeit und gutmütiger Tüchtigkeit. Wahrlich! diese „Stichprobe“ erzählte beredt von dem lauterem Goldgehalt der deutschen Seele: ein Volk, das solche Söhne zum Schutz seiner Scholle hingeben kann, muß siegreich sein!

Und nun saßen sie da, ein jeder vor seinem Tischchen, im Halbkreis, die Augen voll Spannung auf den Mund ihres Lehrers gerichtet, der vor ihnen saß, alles Heil erwartend von den Bewegungen dieses Mundes, der ihnen die Brücke schlagen sollte zum Verständnis dieser für sie stumm und totenstill gewordenen Welt. Wie gebrochen, wie verzweifelt waren sie noch vor 4 Monaten gewesen, da plötzlich um sie her das tönerische All in Nichts versunken war, kein holder und lieber Laut des Daseins mehr zu ihnen drang und eine starre, hohe Mauer aufgerichtet schien zwischen ihnen und ihren Lieben, ihrer Familie, den guten Kameraden! Wie in ein Gefängnis waren sie eingeschlossen, durch dessen dicke Wände kein Klang des Lebens mehr drang, wie auf einer einsamen Insel standen sie, von der aus sie die anderen wohl sahen und sehnsüchtig die Arme ausstreckten nach einer inneren Gemeinschaft mit ihnen; aber die Stimme der Freunde kam nicht mehr zu ihnen; sie fühlten sich so namenlos allein, so furchtbar fern.

Und da war ihnen ein Regenbogen der Hoffnung aufgegangen; eine trostvolle Brücke ward geschlagen zwischen ihnen und den andern: durch die stummen Weiten der Klanglosigkeit hatten sich freundliche, warme Hände gestreckt, die ihnen den Weg wiesen, wenn auch nicht zum Hören der Stimme, so doch zum Verständnis der Worte. Nun bligten ihre Augen freudig auf, nun war jede Faser ihres Gesichts in Aufmerksamkeit gespannt, um die neue Kunst zu üben, die Kunst, die sie aus stumpfem Hinbrüten und mutlosem Verzagen errettet, die ihnen den Pfad gewiesen ins Leben zurück, zu Arbeit und Streben, zum Hoffen auf ein bereits verloren geglaubtes Glück, das nur unter Menschen, im Verkehr und der inneren Beziehung zu andern erblüht.

Es war die Schlußprüfung des zweiten Kurses für ertaubte Kriegsteilnehmer in der Königsberger Provinzial-Taubstumm-Anstalt, der ich bewohnte. Nach 15wöchiger Ausbildung hatten die sechs im Ablesen der Sprache vom Munde eine so hohe Fähigkeit erlangt, daß sie nicht nur jedes Wort ihrer Lehrer verstanden, sondern auch der Ansprache anderer, an deren Sprechweise sie nicht gewöhnt waren, gut folgen konnten. Bereits einmal war eine Anzahl gehörgeschädigter Kriegsteilnehmer bis zu einem solchen Höchstmaß des Erreichbaren gefördert worden, und jetzt werden wieder 14 taube Krieger im Ablesen der Sprache vom Munde unterrichtet, so wie ähnliche Kurse in anderen großen Städten, Berlin, Würzburg, Halle, Hamburg, Breslau usw. stattfinden. Man wird über die Entwicklung und Vervollkommenheit dieser segensreichen heilpädagogischen Tätigkeit, die dem Tauben die wirksamste Waffe im Kampf gegen sein Leiden, im Ringen um seinen Platz an der Sonne in die Hand drückt, gern Näheres hören. Ist doch diese in den Taubstumm-Anstalten längst geübte Methode durch ihre glückliche Verwendung bei unseren ertaubten Kriegern in den Vordergrund des Interesses gerückt! In der seit Anfang des Jahres vom Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen, Herrn Geheimrat von Berg, herausgegebenen „Zeitschrift für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge“, die ein Zentralorgan für dieses jetzt so überaus wichtige Arbeitsgebiet in Ostpreußen schafft, macht der Direktor der Königsberger Provinzial-Taubstumm-Anstalt Otto Krafft eingehende Mitteilungen über die Organisation der von ihm in Gemeinschaft mit dem Direktor der Königlichen Univer-

sitäts-Ohren-Klinik, Oberstabsarzt Dr. Stenger, geleiteten Ableserkurse und teilt wertvolle Erfahrungen mit.

Das Tor, durch das der gleichsam aus dem Paradies der Sprache ausgestoßene Taube wieder in den Garten der Menschheit eintritt, ist das Ablesen der Worte vom Munde, die „deutsche Methode“, wie sie heißt, obgleich sie zuerst in unvollkommener Weise von spanischen Mönchen des 16. Jahrhunderts geübt wurde. Deutsche Gründlichkeit, Geduld und Ausdauer haben sie zu ihrer heutigen praktischen Bedeutung erhoben, nachdem der Gründer der ersten deutschen Taubstumm-Anstalt, Samuel Heinicke, nachdrücklich für sie eingetreten war. Gleichzeitig hatte der französische Abbé de l'Épée zur Ausbildung der Taubstumm ein anderes Mittel, die Gebärdensprache, ausgestaltet und zur Verständigung das Handalphabet, das jeden einzelnen Buchstaben durch ein besonderes Handzeichen darstellt, verwendet. Aber die Gebärdensprache, die man wohl auch heute noch von Taubstumm angewendet sieht, böt nur eine Verständigung mit den Kennern dieser Sprache, stellte den Gehörlosen außerhalb der Allgemeinheit und machte ihn zum Gegenstand unliebsamer Aufmerksamkeit. Bei dem Unterricht der taubstummen Kinder, die die Laute und Wörter erst künstlich hervorbringen lernen müssen, erkannte man die Bedeutung des Ablesens der Sprache vom Munde immer klarer, und der bayerische Schulrat Dr. Grafec betrachtete diese Verständigungsform in seinem 1829 erschienenen, damals einflussreichen Buch: „Der durch Gesicht- und Tonsprache der Menschheit wiedergegebene Taubstumm“ sogar als etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches. Das ist es nun allerdings nicht. Es bleibt stets etwas Künstliches, und der Gehörlose bedarf der Aufbietung aller Energie, um die gewaltigen Schwierigkeiten zu überwinden. Andererseits aber kann der Erlaubte oder hochgradig Schwerhörige, der im Vollbesitz der Sprache ist, in 3 bis 4 Monaten einen erstaunlich hohen Grad der Ablesefertigkeit erlangen, während das taubstumme Kind, das mühsam erst die Sprache lernen muß, wenigstens 8 Jahre dazu braucht.

Dem im Besitz seines Gehörs befindlichen Menschen genügt es, die Schallwellen aufzunehmen, die vom Munde des anderen ausgehen. Der Erlaubte aber muß sein Augenmerk auf die von uns kaum beachteten sichtbaren Sprechbewegungen lenken, die sich an den Lippen und Zähnen oder am Kehlkopf abspielen. Auf Grund eines streng systematisch angelegten Lehrganges lernt er, vom Leichten zum Schwereren fortschreitend, am Munde des Vorsprechenden die einzelnen Lautbilder erfassen, wie sie an den Lippen, Zahnreihen, an der Zungen- und Kieferstellung, sowie an sonstigen Veränderungen der Sprechorgane erkennbar werden. Nun sind freilich manche Laute unvollkommen, andere, besonders die, die nicht vorn am Munde gebildet werden, überhaupt nicht abzulesen. Die Schwierigkeiten sind groß; aber die Kombinationsgabe hilft dem Intelligensten oder sehr Geübten, so daß er nicht mehr Einzellaute, sondern ganze Lautreihen, Wort- und Satzbilder sieht und aus einzelnen Teilen sehr rasch den Sinn des Ganzen zusammenfindet. Doch noch eine andere Gefahr, die dem Tauben droht, muß durch den Unterricht vermieden werden. Während unser Ohr, ohne daß wir überhaupt darauf achten, beständig die Richtigkeit und Natürlichkeit unserer Aussprache überwacht, fehlt dem Tauben diese Kontrolle, und in überraschend kurzer Zeit treten auffallende Trübungen und Undeutlichkeiten der Sprache ein. Dem Gehörlosen muß nun auch ein feines Gefühl für die Empfindung beigebracht werden, die durch die wechselnde Lagerung der Sprechwerkzeuge, durch die Schwingungen der Stimmbänder und die fühlbaren Wirkungen des den Laut bildenden Luftstroms in den beteiligten Organen hervorgebracht werden. Wir Hörenden werden uns dieser Empfindungen gar nicht bewußt; für den Tauben sind sie das eigentliche, aber auch vollkommen genügende Mittel, die Reinheit seiner Sprache zu über-

wachen. Die Kenntnis der Lautbildungslehre, die dazu nötig ist, wird ihm in den Kursen vermittelt.

Die Zahl der Ertaubungen und Gehörbeschädigungen ist im Weltkriege nicht unerheblich. Das kommt in erster Linie von der außerordentlich gesteigerten Wirkung des Artilleriefeuers. Lang andauernder Kanonendonner hat Schwerhörigkeit hervorgerufen, ohne daß eine Verletzung des Gehörorgans festzustellen war. Verschüttungen durch Granaten und Minen verursachen Ertaubung, und die häufigen Kopfschüsse beim Schützengrabenkrieg schädigen bisweilen das Gehör empfindlich. Solche gehörgeschädigten Krieger tragen ihr Leiden besonders schwer, sind verzweifelt, stehen hilflos der Lage gegenüber, die sie von allen gewohnten Mitteln des gesellschaftlichen Verkehrs abschneidet, ihnen die Rückkehr ins Erwerbsleben erschwert oder unmöglich macht. Selbst wenn sie nur schwerhörig geworden sind, bedürfen sie des lästigen Hörrohrs. Die Ablesekurse knüpfen nun das zerrissene Band, das sie mit dem Leben zusammenhielt, wieder an. Die Taubstummen-Anstalten und Lehrer haben sich dieser wichtigen Angelegenheit mit dankenswertem Eifer angenommen. Sogleich wurden Lehrpläne und -methoden ausgearbeitet, und auf einer Kriegstagung der deutschen Taubstummenlehrer zu Berlin im Dezember 1915 wurde eine gewisse einheitliche Organisation und Zentralisation geschaffen. Für die ostpreussischen Kurse hat Direktor Krafft einen Lehrplan durchgeführt, der die besten Erfolge gezeigt hat und die auf Grund der Erfahrungen aufgestellten Forderungen voll auf erfüllt. Zwischen den

einzelnen Lehrstunden finden Pausen von mindestens einer Stunde statt, da das Erlernen des AbleSENS außerordentlich anstrengend ist. Um nun aber die Teilnehmer am Kursus möglichst dauernd in Übung zu erhalten, — denn nur diese macht den Meister — müssen auch die im täglichen Umgang mit ihnen Verkehrenden, so die Lazarett-Schwester, die Lautsprache anwenden. Sodann sehen die Soldaten beim Unterricht der taubstummen Kinder in der Oberklasse zu und lernen dadurch. Der Unterricht in den Ablesekursen wird möglichst interessant gestaltet; es werden auch Spaziergänge und Ausflüge unternommen, durch die die Tauben wieder mit dem Leben und den Menschen in Berührung gebracht werden. Außerdem werden besondere Arbeitskurse veranstaltet, bei denen die Eingewöhnung in die neue Sprachform mit der Beschäftigung Hand in Hand geht. Erstaunlich und überraschend sind die Erfolge, die auf diese Weise erzielt werden. Durch die guten Fortschritte, in denen die Ertaubten rasch den Rettungsanker für ihre Existenz erkennen, fassen die erst bedrückt und misstrauisch dreinblickenden Krieger guten Mut und feste Zuversicht. Mit Feuereifer lernen sie und üben sie, und je mehr sie die jäh abgebrochene Verbindung mit der Welt wiedergewinnen, desto mehr bricht die gesunde Lebensfreude durch. Am Schlusse der 12-15wöchigen Kurse sind sie dann so weit, die Sprache vollständig fertig vom Munde ablesen zu können. Sie verstehen so gut, daß dem, der sich mit ihnen unterhält, gar nicht bewußt wird, einem Tauben gegenüberzustehen. Sie sind dem Leben, der Arbeit und ihrem Glück wiedergeschenkt.



Wunden.

Aus den Kämpfen an der Vogesengrenze.

Von **Ronrad Martin Laut.**

(Nachdruck verboten.)

Die jungen Ärzte des Feldlazarets in dem zerschossenen Vogesendorf hatten reichliche Arbeit gehabt.

Bis in die schnell hereinbrechende Winter nacht war in den Schützengräben — keine viertausend Meter vom Lazarett — gekämpft worden, und Wagen und Träger hatten die Opfer des heißen Ringens in ununterbrochenen Zügen herangebracht. Junge, prächtige Kerls eines Reservebataillons waren es, denen beim Sturm auf die nächste feindliche Stellung Schrapnells und Maschinengewehre hart zugesetzt hatten.

In der geräumigen Sakristei der vom Feuer verschont gebliebenen Dorfkirche roch es nach Blut und Karbol. Der Chefarzt und seine Assistenten hatten darin die dringendsten Operationen vorgenommen. Zerfetzte Glieder waren beseitigt, hinter der Front angelegte Verbände waren durch neue, kunstgerechte ersetzt worden.

Nun lagen die tapferen Burschen im Schiff der Kirche auf dicken Matratzen und federnden Feldbetten. Ganz still und friedsam war es zwischen den Pfeilern des hohen Raumes. Nur dann und wann das leise Stöhnen der Leidenden, die eiligen Schritte der Schwestern, die beim spärlichen Licht der wenigen Lampen ihr Liebeswerk taten.

Die Ärzte vom Dienst hatten es sich nach dem Fortgang des Chefs behaglich gemacht. Stühle und Tische waren aus den zerschossenen Bauernhäusern herangeschleppt worden, und dünnes Vogesenbier stand gleichfalls in reichlicher Menge zur Verfügung.

Man plauderte zusammen, ein wenig müde und flau, von dem ereignisvollen Tag und seiner Arbeit.

„Ne tolle Sache, so schneiden und sägen zu müssen auf Tod und Leben. Das hätt' ich mir auch nicht träumen lassen, als ich vor einem Jahr mit Weh und Ach das Examen passierte.“

„Sie haben es aber famos gekonnt, Kollege, trotz ihrer teuflischen Narbe am Arm. Ein Wunder, daß Sie nach diesem Schmiss nicht steif geblieben sind.“

Der Angeredete streifte unwillkürlich den Armel des weißen Operationskittels auf und fuhr mit der Linken über die alte Wunde. Ein tiefer, dunkelroter Graben zog sich vom Ellenbogen bis an das Handgelenk hinab, wo er in einem kurzen Streifen verlief.

Die anderen prüften mit Kennerblick den Arm.

„Vermutlich Säbelwunde mit doppelter Fraktur.“

„Richtig, die Diagnose stimmt! Ne Säbelenjur sine sine bis zur Kampfunfähigkeit.“

„In Tübingen?“

„Nein, früher, in Heidelberg. Die Sache hat damals einigen Staub aufgewirbelt.“

Der Sprecher griff nach der Flasche, die unter dem gothischen Betspult stand, und schenkte die Gläser von Neuem voll.

„Sie denken natürlich, ein Mädel steckt dahinter, das stimmt aber nicht. Der Fall ist wirklich viel trauriger. Erst heute, als der kleine Reservist mit dem Armschuß seinen schwerverwundeten Kameraden einbrachte und immerfort jammerte, sein Freund werde wohl sterben müssen, ist mir die alte Geschichte wieder eingefallen.“

„Darf man sie hören?“

„Warum nicht? Viel zu erzählen gibt es da nicht. In Heidelberg, wo ich die ersten klinischen Jahre verbrachte, traf ich mit einem alten Schulfreund wieder zusammen. Neun Jahre Pennal und die ersten Semester in Leipzig waren wir treulich beisammen, obwohl er ein Leichtfuß und Draufgänger und ich ein immer etwas bedächtiger Bursche war. Sein leidenschaftliches Wesen gefiel mir, weil es mir fehlte. Als er nach Heidelberg

kam, war er schon schmachlich verludert. Jeder Schürze lief er nach, in allen Kneipen war er zu finden. Bald fehlte ihm Geld, er machte Schulden. Ich half ihm, bis auch meine geringen Mittel erschöpft waren. Da gab es eines Tags eine widerwärtige Szene vor Zeugen. Er war betrunken. Beleidigungen fielen wie Hagelkörner über mich her — na ja, und so kam's zur Menfur. Zur Schwere sogar, weil er mir Treubruch und Unredlichkeit vorwarf. Die Wunde am Arm verheilte nach einigen Wochen, das Ende der Freundschaft hab' ich dagegen nicht leicht überwinden können. Ich bin nun einmal so ein altmodischer Mensch."

"Was ist aus dem Herrn geworden?"

"Das weiß der Himmel. Ich hörte nur, daß er sein Studium aufgegeben und durchgebrannt sei. Gestorben vielleicht und verdorben, wie es im Lied heißt."

Auf der schmutzigen Dorfstraße vor der Kirche wurden flüsternde Stimmen laut. Durch die Fenster der Sakristei, wo die Ärzte plauderten, drang der Schein mehrerer Windlichter, in deren Glanz die weiße Fahne mit dem Purpurkreuz flatterte.

Ein neuer Transport mit Verwundeten traf ein.

Die Ärzte eilten an ihre Plätze. Die Schwestern richteten weitere Lager her.

Auf schmalen Bahnen, von Krankenpflegern sorgsam getragen, kamen die neuen Kriegsoffer an. Schwererwundete mit totenblassen Gesichtern und starren Augen. Auch ein paar leichtere Kranke schlossen zu Fuß sich dem Zug an.

In den Vogesen nahe der Grenze war in der Nacht nochmals gekämpft worden. Beim Flammen der Leuchtraketen, unterstützt vom sicheren Feuer der Bergartillerie, hatte der Feind einen kräftigen Vorstoß versucht. Man mußte es ihnen lassen: die Chasseurs Alpains verstanden sich auf den Gebirgskrieg. Jede Deckung benutzend, fast unsichtbar durch ihre schwarzblauen Uniformen, waren sie bis an die Drahtverhaue der deutschen Linien herangekommen. Da aber folgte die Antwort. Ein mörderisches Feuer schlug den Eindringlingen entgegen. Die deutschen Maschinengewehre taten vernichtende Arbeit. Mit Hurra ging es heraus aus den Gräben und an die Franzosen, die dem Anprall nicht standhalten konnten. Reihenweise, wie Halme unter den Sensen, brach die feindliche Linie zusammen. Ein wildes Fliehen begann, Hals über Kopf immer hinein in die Nacht, die Höhe hinab und ins Tal, bis schließlich die deutschen Hörner zum Sammeln bliesen.

Jetzt warteten die Opfer des nächtlichen Überfalls in der Kirche auf Hilfe. Da waren zwei Brüder, kräftige elsässische Burschen, die ein feindliches Schrapnell zur gleichen Zeit getroffen hatte. Den einen schwer in den Kopf, den andern leichter am Schenkel. Auch Lungen- und Unterleibswunden brachten die tommaten Kämpfer mit.

Die Ärzte waren in voller Tätigkeit. Schon lagen die ersten Leute, sorgsam verbunden, in sauberen Betten. Unter den alten Heiligenbildern ruhten sie, die von den Wänden und aus den Nischen mit frommen Augen in die Zerstörung blickten.

Ein neuer Verwundeter wurde in den Operationsraum gebracht. Es war ein schlanker, blonder Mensch Ende der zwanziger Jahre mit einem klugen, jetzt freilich stark entstellten Gesicht. Ein Granatstück hatte ihm das rechte Bein hart über dem Knie zerschmettert. Ein Stöhnen und Wimmern kam über die blutleeren, halbgeöffneten Lippen. Die blauen Augen brannten im Fieber.

Die Ärzte traten heran, um auch hier ihr Rettungswerk zu versuchen.

Plötzlich zuckte der eine von ihnen zusammen. In jähem Erkennen beugte er sich über das Antlitz des Wunden und starrte ihn fassungslos an.

"Fehlt Ihnen etwas, Kollege, Sie zittern ja an allen Gliedern."

"Mir nicht, aber dieser da" — er wies auf den vor ihm liegenden Körper — "dieser da war ... nein, ist mein Freund, von dem ich Ihnen vorhin erzählte ..."

In weiteren Erklärungen war keine Zeit. Die Arbeit drängte. Hier galt es zu retten, was noch am Leben war. Mit voller Kraft seine Unruhe meisternd, half der Arzt der bereitstehenden Schwester bei der Markose.

Dann setzte er das Messer zum Schnitt über dem verstümmelten Knie an, während seine Kollegen die Blutung bewachten. Geschickt und sicher wie irgend ein älterer erfahrener Chirurg handhabte der junge Mediziner die Instrumente. Nur beim ersten Knirschen der Säge wollte die jähe Schwäche noch einmal über ihn kommen. Er rang sie nieder und arbeitete weiter, bis nach vollendeter Operation der schwere Verband angelegt werden konnte.

"Bringen Sie den Mann ins Bett, und messen Sie alle zwei Stunden die Temperatur."

Die Wärter trugen den Schlafenden in die Kirche. Wie ein Traumwandler folgte der Arzt ihnen nach. Neben dem bunten Marienaltar stand das Lager bereit. Die Muttergottes — das Bild eines schlichten, elsässischen Malers — thronte über ihm im blauen wallenden Mantel mit sieben Schwertern im blutenden Herzen. Engel mit Lilien in den Händen umschwebten sie. Lilien und Rosen aus Papier blühten auf dem Altar neben blickenden Silbergeräten.

Der Arzt konnte das Auge nicht von dem Niedergebehteten wenden. Da lag der treulose Freund, ein elender Krüppel heute, angewiesen auf seine Hilfe, die der Leichtsinne einst — vor wenigen Jahren erst — so schlimm mißbraucht hatte. Und alle die frohen und köstlichen Stunden stiegen in der Erinnerung des Arztes auf: die Jahre auf dem Pennal mit ihren Träumen und Hoffnungen. Der Tag des Abiturs, bei dem er dem Strauchelnden kräftig geholfen hatte. Die Leipziger Semester voller Becherklang und nächtlichen Kahnfahrten und schließlich auch Heidelberg mit dem Zusammenbruch der Scheinbar aus Felsen gegründeten Freundschaft.

Eine fremde Stimme schreckte ihn aus seinen Gedanken.

"Wird der Mann wohl mit dem Leben davonkommen?"

Neben dem Arzt stand der Adjutant des Bataillons, das draußen in den Schützengräben so wacker gekämpft hatte. "Ich hoffe es, Herr Oberleutnant, aber es wird ein trauriges Leben sein bei dieser Verwundung."

"Jammerschade. Der Mann war einer der besten im Bataillon. Gestern leistete er auf einem Patrouillengang wertvolle Dienste. Daß wir die feindliche Batterie zum Schweigen brachten, verdanken wir seiner Aufklärung. Auch heute soll er gekämpft haben, als wär's seine eigenste Sache. Immer den anderen voran beim Sturm. Alle mitreisend, jedem helfend bei der Abwehr des Gegners. Und dabei ein fröhlicher Kamerad. Munter und frisch, nicht umzubringen, trotz der verdammt Schindluderei in den Gräben. Der Kommandeur hatte ihn schon für das Eisene Kreuz eingegeben. Er wird es nachträglich noch kriegen ..."

Das also war er! Der Draufgänger! Der Heruntergekommene! Der Verdorbene!

In stiller Abbitte strich der Arzt dem Schlummernden über den wirren blonden Kopf und die schneeweiße Stirn.

Von oben lächelte das Marienbild Verzeihung und Güte. . . .

